



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine erste Reise nach den Stationen.

Da ich mich jedoch nicht entschließen konnte, eine bejahende Antwort zu geben, sprach der Bur zu meinem Vater: „Begleite mich ins Tal hinab; dort treiben wir eine Herde.“ Die Buren verließen nun den Kraal; beim Abschied reichte mir mein alter Vaas nochmals freundlich die Hand mit den Worten: „Du bist ein stolzer Junge, Duma! Es ist mir leid, daß du nicht mehr zu uns kommen willst, denn wir haben dich recht lieb gehabt!“ — Mein Vater aber begleitete die Weißen ins Tal und kehrte nach einer Viertelstunde mit einer großen, fetten Kuh zurück, die ihm der Bur als Geschenk überlassen hatte. So endete meine Geschichte mit den Buren.“

Bei diesen Worten ergriff der alte Leonhard Gut und Stock und humpelte langsam seiner Hütte zu.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Reise nach den Stationen.

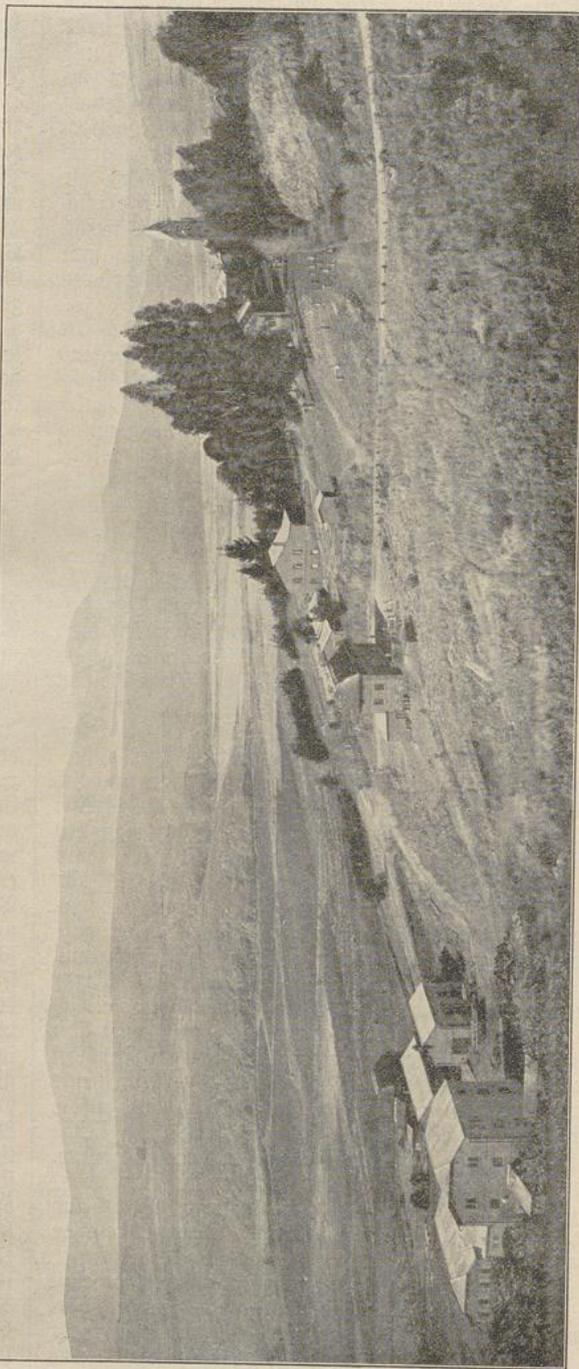
Von Schw. Christine, C. P. S.

Ich zählte noch zu den Neulingen des Mutterhauses, da sagte mir eines Tages Schwester Oberin: „Morgen dürfen Sie in Begleitung einer zweiten Schwester nach den Stationen gehen.“ — O, wie jubelte da mein Herz! Also morgen schon durfte ich hinaus nach unseren Missionsstationen, von denen ich schon so vieles gehört hatte, und auch ich sollte nun direkt teilnehmen dürfen am Befehrwert der armen Heiden! O, ich wollte mich ganz und gar meinem schönen Berufe opfern! Meine Freude war so groß, daß ich in der folgenden Nacht kaum ein Auge schloß.

Am nächsten Morgen stand ich mit meiner Begleiterin schon in aller Fröhe reisefertig da. Wir mußten reiten. Unsere Pferde sollten wir aber erst am Umhlatuzane, der etwa einen Kilometer vom Schwesternkonvent entfernt ist, besteigen. Sie mußten erst etwas eingeritten werden, hieß es, und drunten am Fluß würden wir sie finden. So wanderten wir also zusammen in Begleitung eines Kaffern in die frische Morgenluft hinaus. Als wir zur bezeichneten Stelle kamen, war von einem Pferde keine Spur zu sehen. Da ich damals weder Kaffrisch noch Englisch konnte, so versuchte ich es, mich dem Kaffern durch Zeichen verständlich zu machen. Er bedeutete mir, er wolle nach den Pferden Umschau halten und wir sollten inzwischen langsam weitergehen.

So wanderten wir also fort über Berg und Tal, hier durch sandige Strecken und dort über weite, mit Busch und Strauchwerk bestandene Wiesengründe, ohne jedoch von der Fahrstraße, die allerdings viel zu wünschen übrig ließ, abzuweichen. Von Pferden jedoch war immer noch nichts zu sehen, und auch unser Kaffernjunge wollte nicht mehr zum Vorschein kommen. Wir machten uns aber darüber nicht allzu viele Sorge. Dem Mutigen gehört die Welt, sagt das Sprichwort, und Mut, Energie und freundige Zuversicht hatten wir, vielleicht mehr, als in jener Stunde ratsam war; wenigstens hätte uns eine ebenso große Portion Klugheit nicht schaden können. So wanderten wir eine Stunde nach der andern fort, ruhten zeitweilig etwas aus, schauten, ob noch immer kein Kaffernjunge mit

unsern Pferden komme und marschierten dann wieder weiter, bis wir endlich Weg und Steg verloren, kaum mehr wußten, nach welcher Himmelsrichtung wir gingen, keine Ahnung hatten, wo Einsiedeln, unsere nächste Missionsstation, liege und selbst den Rückweg



Missionsstation Czenstochau am Flusse Umzimkulu.

nach Mariamhill nicht mehr konnten und fanden. Was nun? Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu; wir fühlten uns allmählich müde, hungrig und durstig, und unsere Haupt Sorge war, wo wir hier in der öden, fremden Gegend, wo nur hier und da ein Kaffernkraal zu sehen war, eine

Herberge finden könnten. Da begegnete uns ein alter Kasser. Er schien unsere Verlegenheit zu ahnen, sprach uns freundlich an, — leider verstanden wir von seinem Redeschwall kein Wort — und führte uns zuletzt nach seinem Kraal. Hier beschlossen wir zu übernachten. Die guten Leute bezeugten uns ein herzliches Bedauern, brachten uns eine kleine Erfrischung und ein paar Decken für die Nacht, ließen uns allein und schlossen zuletzt die Kraaltüre von außen zu. — Jetzt sahen wir im stockfinstern Kassertraal — denn in solcher Behausung gibts kein Licht, und das kleine Herdfeuerchen, das am Boden brannte, war bald erloschen — und waren noch obendrein eingeschlossen! Da wollten uns doch allerlei Bedenken kommen. Es wurde Kriegsrat gehalten, und der Beschluß war: wir sollten abwechselnd Wache halten, die eine vor Mitternacht, die andere nach Mitternacht. Die erste Wache traf mich, mein gutes Mitschwesterchen konnte also ruhig schlafen. Sie versuchte es auch, kaum lag sie jedoch ein Viertelstündchen unter der Klappe, als sie mit Entrüstung ihre Decke wegwarf, denn sie hatte zwar nicht gesehen, wohl aber gefühlt, daß sie mit einer Legion blutleczender Tiere bevölkert war. So konnten wir also zusammen Nachtwache halten, denn mir fiel es nach solcher Erfahrung gar nicht ein, die mir geliebene Kasserdecke zu benutzen.

Es war eine lange, bange Nacht. Schließlich kam der Morgen doch. Der schwarze Hansherr schloß uns freundlich auf und seine brave Frau brachte uns eine Schüssel voll Paltisch (Maissbrot). Nach dem Frühstück nahmen wir von den guten Leuten unter herzlichem Dankesbezeugungen Abschied, und einer der Jungen gab uns noch eine volle Stunde weit das Geleite und führte uns wieder auf den rechten Weg.

Nun begann der zweite Tagesmarsch. Heute ging es nicht so schnell und mutig voran, wie gestern. Das Schlimmste war weder die Müdigkeit, noch Hunger und Durst, obgleich wir allmählich auch darunter zu leiden hatten, sondern unsere Ratlosigkeit. Wir wußten, wie gesagt, keinen Weg, gingen nur auf's Geratewohl einer fremden Fahrstraße entlang, und die Hoffnung, daß uns der Kasserjunge mit den Pferden einholen würde, war bedeutend gesunken. So kam der Abend daher, und zuletzt setzten wir uns müde und hungrig unter einem Baume nieder. Nachmals in einen Kassertraal zu gehen, hatten wir keine Lust.

Da kam ein Engländer des Weges, stellte einige Fragen, die wir wieder nicht verstanden, und bedeutete uns, dann zu warten. Nach einer Weile kam, von ein paar Kindern begleitet, seine Frau und nahm uns in ihre mitten in einem freundlichen Wäldchen gelegene Wohnung mit. Nun, hier war schon besser wohnen, als im Kassertraal. Man erwies uns alle nur erdenkliche Gastfreundschaft, und zuletzt kam noch eine Dame, die etwas Deutsch sprach, sodaß wir uns hinreichend verständigen konnten. Hier erfuhren wir nun, es sei Tags zuvor im Laufe des Vormittags ein Kasserjunge mit zwei Pferden vorübergeritten und habe nach zwei „verlorenen“ Schwestern gefragt. Am nächsten Morgen spannte der generöse Engländer seine Kutsche ein und machte sich erbötig, uns persönlich nach Einsiedeln zu fahren; zuvor jedoch schickte er nach Mariamhill, wo man unsertwegen wohl in Sorge sein mochte, ein Telegramm mit der Meldung, es sei alles „all right.“ Etwa eine Stunde vor Einsiedeln kam uns der Mariamhiller Kasserjunge mit

den beiden Pferden entgegen, und mit ihm kam ein Bruder nebst mehreren schwarzen Arbeitern; sie waren alle auf „Schwesternjuche“ ausgezogen und freuten sich nicht wenig, uns so schnell gefunden zu haben. Unter herzlichem Dank verabschiedeten wir uns von dem gütigen Engländer und fanden ein Stündchen später im stillen Einsiedeln ein gastliches Heim, wo wir uns rasch von dem ausgestandenen Schrecken und den Strapazen erholen konnten.

Die Weiterreise nach Mariatal ging per Ochsenwagen. Da war keine Gefahr, sich zu verirren, auch hatten wir meistens die gute, wohlerhaltene Poststraße. Am zweiten Tage hoffte ich am Ziel zu sein, doch als wir an den Umkomazi kamen, war die Brücke gebrochen, und hieß es acht Tage lang warten! Ich hätte allerdings in einem Kahn hinüberfahren und dann zu Fuß weitermarschieren können, allein die Lust zu solchen Fußtouren war mir gründlich vergangen. Ich wartete also in Geduld, und eine Woche später sah ich im Kreise der lieben Mitschwester in Mariatal. Damit war ich aber noch nicht an meinem eigentlichen Reiseziel. Letzteres war Czenstochau, das eine gute Tagereise von Mariatal entfernt ist.

Jetzt sollte ich endlich auf's „hohe Ross“ kommen. Ich äußerte der Schwester Oberin gegenüber meine Bedenken, denn ich sei noch nie auf einem Gaul gefessen. Die Antwort war: „O, das macht nichts; nur mutig hinauf! Probieren geht über Studieren!“ Auch pries man mir die vielen guten Eigenschaften meines ganz unvergleichlichen Rößleins. Ich stieg also auf. „Wann komme ich nach Czenstochau?“ — „Heute Abend noch, wenn alles gut geht. Hoffentlich bleiben Sie nicht wieder acht Tage auf dem Wege liegen.“ — Eben glaubte ich, mich in die rechte Positur gesetzt zu haben, — plumps, — da lag ich schon am Boden. „Nur Mut“, meinte P. Rektor, der auch Zeuge meiner Reittunft war, „durch vieles Herunterfallen lernt man's Reiten! Glauben Sie mir nur, ich rede da aus alter Erfahrung.“ Bald konnte ich auch von „Erfahrungen“ reden, denn ehe ich in Mariatal nur zum Tore hinaus kam, fiel ich noch dreimal herunter.

Von da an ging es fein; die Erfahrung war ja da. Nur einmal noch machte mein braves Pferdchen einen unerwarteten Seitensprung und warf mich in's hohe Gras. Mehrere Schlangen, die sich wahrscheinlich vor einem Grasbrand geflüchtet hatten, waren am Weg gelegen und hatten es so erschreckt, daß es plötzlich Reißaus nahm. Der Kasserjunge, der mich begleitete, fing es glücklich wieder ein, und dann ging es wieder fort, als wäre nichts geschehen. Ja, ich hatte an jenem Tage sogar noch das Glück, ein Kind zu taufen. Mein schwarzer Begleiter machte mich nämlich, als wir an einem Kassertraal vorbeikamen, darauf aufmerksam, daß hier ein Kind am Sterben liege. Ich taufte es, und eine halbe Stunde darauf hatte ich einen kleinen Fürsprecher im Himmel! Die Freude darüber ließ mich alles andere leicht vergessen. Es kam auch nichts Besonderes mehr vor; wohl rutschte ich noch ein halbes Duzendmal von meinem Gaul herab, aber auch dieses Herunterfallen ging immer sanfter und besser, was ich natürlich meiner stets wachsenden „Erfahrung“ zuschrieb, und abends, kurz nach Sonnenuntergang, war ich in meinem lieben Czenstochau. — Ich habe seitdem im schönen Natal schon manche Reise gemacht zu Wagen und zu Pferd, zu

Fuß und mit der Bahn, doch meine erste Reise nach den Stationen ist mir doch am besten in Erinnerung geblieben.

Mariannhiller Weihnachtswünsche.

Es ist allerdings etwas früh, wenn wir schon im Monate Juni unsere Wünsche äußern fürs kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Sammelstellen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden. So hatte ich letztes

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin u. s. w. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen



P. Dominikus verteilt auf einer Station die von Wohlthätern gespendeten Kleidungsstücke.

Jahr in Czestochau persönlich Gelegenheit, eine Menge der niedlichsten Kinderkleidchen zu bewundern, die alle aus bunten, etwa 15–20 cm langen und breiten Musterflecken zusammengefückelt waren. Die guten Schwestern hatten an deren Herstellung sicherlich viele Wochen gearbeitet.

Womit nun können unsere geehrten Wohlthäter und Wohlthäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Natunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungswert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des Vergißmeinnicht angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohlthäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!“

Mariannhill, 1. Juni 1909.

Die Redaktion.

Schul- und Weihnachtsspiele unserer schwarzen Kinder.

„Gelegentlich der Einweihung des neuen Schulhauses Mariafinden“ (8. November 1908) schreibt Rev. P. Maurus, derzeitiger Rektor von Hardenberg,